

Predigt über Mt 25,31–46, Universitätsgottesdienst vorletzten Sonntag des Kirchenjahres, 19.
November 2023, Universitätskirche St. Pauli, 11h
Prof. Dr. Roderich Barth

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Universitätsgemeinde, ich beginne mit einem Zitat, verrate Ihnen aber erst nachher, aus welcher Quelle es stammt:

Dann kam Deutschland.

Warum in das Land der Mörder?
Darauf nie eine Antwort von euch.
Nicht einmal ausgewichen seid ihr.
Keine Lügen,
keine Märchengeschichten,
nur Schweigen.

Deutschland:
Ausländerbehörde.
Angstbehörde.
Abwehrbehörde.
Wieder steht ihr in einer Schlange.
An der Hand
euer zehnjähriger Sohn.
Um euch herum
eine Symphonie unterschiedlichster Melodien.
Türkische,
griechische,
italienische.
Auch sie
damals von Hitler angegriffen.
Sie als Menschen.
Ihr als Ungeziefer.
Auch sie
jetzt hier.
Auch hier.
Einmal im Jahr ein Stempel.
Angstbehörde.
Illegal.
Legal.
Ein Stempel.
Unser Flüchtlingspass,
in deutscher Sprache.
Schlange stehen
im Land der Mörder.
Acht Jahre lang.

Dann:

deutsches Abitur.
Wieder ein Stempel.
Der Beamte
hinter seinem Schreibtisch:
gesichtslos.
Gefühllos.
Seine Lippen
Farblos.
Seine Augen
verengt zu kleinen Schlitzen.

»Ausländer«,
spuckt sein Mund mir tonlos ins Gesicht.
Ich spucke zurück.
Ich beuge mich nah an sein Ohr:
Bin ich Ausländer?
Inländer?
Wenn ich Inländer bin,
wer ist dann Ausländer?
Wenn ich dazu gehöre,
wer gehört dann nicht dazu?
Wenn ich kein Fremder bin,
wer ist dann ein Fremder?
Wo treffe ich dich?
Wo treffe ich mich?
In der Fremde?
Wo ist der Gegenort der Fremde?
Wer bin ich?
Ich bin wer?
Ich bin wer!

Wenn ich Angst vor dem Fremden habe,
wieviel Angst hat der Fremde vor mir?
Und die Angst?
Die Angst ist mein Lebensgefährte.

[...]

Angst vor Ablehnung,
Angst vor Gewalt,
Angst vor Hass,
Angst vor Hetze,
Angst davor, ausgestoßen zu werden.
Einsames Kind,
einsamer Mensch.
Wo gehörst du hin?
Wo ist dein Platz?
Wer möchtest du sein?
Warum wollte man deine Eltern umbringen?
Hätten sie auch dich umgebracht?

Warum will man mich immer noch schlagen?
Warum will man mich immer noch töten?
Keine Sicherheit.
Bedrohung.
Immer
Irgendwie.
Mal im Dunkeln,
mal im Scheinwerferlicht.
Niemand will es gewesen sein.
Niemand will etwas bemerkt haben.
Die Zeugen der Zeit sind blind und taub.
Und die, die es nicht sind, leiden an Gedächtnisschwund.
Damals wie heute.
»Euer Problem!«,
rufen sie uns zu.
»Selbst dran schuld!«,
schreien sie uns an.
Sprachlosigkeit,
die einsam macht.
Eingeritzter Schmerz.
Fragt, wen ihr wollt,
Roma,
Sinti,
Queere,
Homosexuelle,
Migranten,
Flüchtlinge.
Fragt, wen ihr wollt,
welche Minderheit auch immer,
fragt sie nach dem eingebrannten Schmerz,
den ihr verursacht
mit eurer hässlichen Unschuld.
Mit der Unschuld,
die ihr euch selber vorspielt,
die Einsamkeit hinterlässt,
die Narben hinterlässt,
die nie verheilen.

Liebe Universitätsgemeinde, das Zitat stammt aus einem autobiographischen Band mit dem Titel *Fremd* aus der Feder von Michel Friedman. Mich hat die Lektüre aufgewühlt, teils verstört und jedenfalls ins Denken gebracht: Mit einer schnörkellosen Sprache, aber doch einer ganz eigenen Poesie erzählt dieses Buch die Geschichte eines in Paris geborenen Kindes jüdischer Flüchtlinge aus dem Krakauer Getto, dank Schindlers Liste Überlebende des Holocaust, deren Migrationsgeschichte sie schließlich nach Deutschland geführt hat. Der Erzähler bleibt Kind bis zur letzten Seite, denn es ist vor allem ein Buch über das Verhältnis zu seinen Eltern und darin insgesamt ein ergreifendes Buch über das Fremdsein und das Fremde, äußerlich und innerlich.

Ich habe es schon letztes Jahr nach dem Erscheinen gelesen und diese bedrückend konkrete Beschreibung des Fremdseins kam mir sofort wieder in den Sinn angesichts

unseres heutigen Predigttexts, in dem der Jude Jesus zu den einen spricht: *Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen* – zu den andern aber: *Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich nicht aufgenommen*.

Und dann schlage ich dieses Buch über das Fremdsein und die Angst jetzt wieder auf und die Worte erhalten im Angesicht der unmittelbaren Gegenwart noch einmal einen ganz neuen Sinn, werden fast schon bedrohlich aktuell:

Keine Sicherheit.

Bedrohung.

Immer

Irgendwie.

Mal im Dunkeln,

mal im Scheinwerferlicht.

Angesichts des unaussprechlichen Menschheitsverbrechens vom 7. Oktober dieses Jahres, vor allem aber angesichts der immer größer werdenden Mehrheit sowohl in diesem Land wie auch auf der großen Weltbühne, die dieses Verbrechen angesichts des daraus folgenden Leids im Gazastreifen ganz schnell vergessen will, sogar einfach leugnet oder sagen kann: »Selbst dran schuld«! – wie schockierend aktuell ist die Bedeutung dieser Worte – in ihnen erhält die Angst, die viele jüdische Kinder und ihre Eltern erleben, einen bedrückenden klaren Ausdruck. Man beginnt zu verstehen, was innerlich in den Menschen vorgeht.

Und dann, wir haben es gehört: Friedman blickt eben nicht nur auf seine persönliche Erfahrung von Fremd- und Ausgegrenztsein, sondern denkt zugleich an alle, denen ähnliches widerfährt und die Jesus als seine ›geringsten Brüder‹ zusammengefasst hätte, noch einmal:

Fragt, wen ihr wollt,

welche Minderheit auch immer,

fragt sie nach dem eingebrannten Schmerz,

den ihr verursacht

mit eurer hässlichen Unschuld.

Wie klingt das in einer Zeit, in der sich offenbar eine überwältigende Mehrheit in unserem Lande und in der westlichen Wohlstandskultur einig zu sein scheint, dass es die vordringlichste Aufgabe der Politik sei, Migration zu bekämpfen? Mir kommt das Pflegepersonal der Klinik in den Sinn, in der ich meinen kranken Vater kürzlich besucht habe – fast alle, die sich dort um unsere Kranken kümmern, haben Migrationshintergrund, wie man so schön sagt. Wie werden diese Pflegerinnen und Pfleger sich angesichts der dröhnenden Grundstimmung in unserem Land fühlen: angenommen oder fremd? Oder wie werden sich wohl die ukrainischen Flüchtlinge gefühlt haben, nachdem Spitzenpolitiker nicht nur von den radikalen Rändern ihnen Sozialtourismus unterstellen: fremd oder aufgenommen?

Liebe Gemeinde, verstehen Sie mich nicht falsch: Ich will Politikerinnen und Politiker nicht belehren – es ist schwer genug in diesen Krisen- und Kriegszeiten politische Verantwortung zu übernehmen. Aber, wenn wir unseren Predigttext nicht bedeutungslos an uns vorbeiziehen lassen wollen, dann ist es notwendig, auf die Stimmen zu hören, von denen dort die Rede ist, die Stimmen der Geringsten unter uns. Dann wird uns ein Perspektivwechsel zugemutet und nur so ist es möglich, die Erfahrung des Fremd- oder Verfolgtseins, die Situation der Armut und existentiellen Not nachzuvollziehen. Genau das aber ist ein zentrales Motiv unseres Predigttextes.

Denn unser Stück ist eben nicht nur ein Text über das Weltgericht und die dort zu erwartende Scheidung von Gerechten und Ungerechten, die Jesus mit den Bildern eines seine Schafe und Böcke am Abend auseinander sortierenden Hirten veranschaulicht. Sondern es ist auch nachgerade ein klassischer Text der Barmherzigkeitstradition, unzählige Male interpretiert in den Werken der Kunstgeschichte – meine Lieblingsversion, in der u.a. eine junge Frau einen alten, seinen Kopf aus einem Gefängnisfenster reckenden Mann aus ihrer Brust trinken lässt, stammt von Caravaggio. Neben der Erzählung vom barmherzigen Samariter ist unser Predigttext deshalb so wichtig geworden, weil er sechs konkrete Formen der Barmherzigkeit aufzählt. In der Überlieferung ist dann durch den Kirchenvater Laktanz zum Versorgen der Hungrigen und Durstigen, dem Aufnehmen der Fremden, dem Einkleiden, der Krankenpflege und der Gefangenenseelsorge als siebte Barmherzigkeit noch die Bestattung der Toten hinzugekommen. Und wir zählen diese siebte Barmherzigkeit gerade heute am Volkstrauertag beim Gedenken an die Toten des Krieges gerne mit.

Was also ist aus dieser Barmherzigkeitstradition geworden? Zunächst einmal scheint es, dass der Begriff etwas aus der Mode gekommen ist. Die großen christlichen Kirchen haben das, was damit gemeint war, unter anderen Namen institutionalisiert: *Caritas* und *Diakonie* heißen die großen Institutionen, in denen der Dienst an den Geringsten in vielen Häusern und in vielfacher Gestalt geleistet wird. Im gesellschaftspolitischen Diskurs wiederum haben längst andere Begriffe die Nachfolge der Barmherzigkeit bzw. ihrer lateinischen Schwester, der *misericordia*, angetreten. Man spricht heute stattdessen von Mitgefühl, Mitleid, Empathie, Sympathie oder *compassion* und erforscht deren neurophysiologisch-genetischen Ursachen. Wir haben es gleichsam mit den säkularen Erben der biblischen Barmherzigkeit zu tun. Vielleicht also ein weiteres Indiz für die schwindende Bedeutung der christlichen Kirchen, die uns gerade in der vergangenen Woche von der sechsten großen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD wieder drastisch vor Augen gemalt wurde. In dem Wort Barmherzigkeit schwingt aber irgendwie auch die Bedeutung des Almosengebens mit, also ein gewisses von oben herab – alles nicht mehr zeitgemäß.

Und ich muss gestehen, auch ich als Theologe habe diese Entfremdung unbewusst mitvollzogen. Erst der Münsteraner Religionspädagoge Mouhanad Khorchide hat mir die Vorstellung eines barmherzigen Gottes wieder in Erinnerung gerufen. Mit seinem gleichnamigen Buch sowie dem engagierten Eintreten für einen aufgeklärten Islam und die Verständigung der Religionen hebt er diese Tradition hervor, die zwar alle abrahamitischen Religionen miteinander teilen, viele von deren religiös-politischen Führern aber durch einen autoritären Oberlehrer ersetzen. Das interreligiöse Gespräch hat mich also für diese eigene Tradition sensibilisiert. Und dann entdeckte ich, dass in der ersten protestantischen Dogmatik, den *loci communes* von Philipp Melancton, auf buchstäblich jeder Seite vom barmherzigen Gott die Rede ist. Reformatorische Theologie als Barmherzigkeitslehre – das ist neu.

Im Lichte der so wieder entdeckten biblischen Traditionen, allem voran unseres heutigen Predigttextes, wird dann aber auch schnell klar, was das religiös motivierte Mitgefühl, also die Barmherzigkeit, ihren säkularen Schwestern voraus hat: Sie bezeichnet eben nicht nur ein Gefühl, nicht nur das zum Elenden oder Armen hingeneigte Herz, sondern sie ist in den biblischen Texten immer an konkrete Handlungen gebunden. Deshalb ist auch unser Predigttext mit seiner umfassenden Liste

so bedeutsam geworden. Barmherzigkeit ist *tätiges Mitgefühl*. Ein bloßes Mitgefühl, ein Mitleiden ohne, dass daraus etwas folgen würde, macht die Welt nicht besser, konnte schon der alte Kant in seiner Pflichtenlehre frotzeln. Und was die konkreten Handlungen der Barmherzigkeit angeht, so stellen tatsächlich diejenigen gegenüber Fremden und Sklaven eine Innovation der jüdischen Religion dar. Die Forderung nach tätigem Mitgefühl gab es durchaus schon im alten Orient, dass man sie auf Fremde und Sklaven ausdehnte, ist neu.

Empathie oder *compassion* reicht also nicht aus, es muss zu Handlungen kommen. Einige Kritiker haben darüber hinaus aber auch generell die Beteiligung des Mitgefühls oder gar von Gefühlen überhaupt in Frage gestellt: Es sei gar kein sicherer Ratgeber, man könne aus Mitgefühl auch schlechte Entscheidungen treffen und Leiden oder Abhängigkeiten vergrößern. Besser also ganz ohne ein erbarmendes Herz, Handeln nur aus kühler Rationalität? Unser Predigttext weist uns in eine andere Richtung. Auch die, denen der Zugang zum Reich Gottes verwehrt wird und die Höllenfahrt in Aussicht gestellt wird, hätten sich ja ihrem Herrn gegenüber barmherzig gezeigt, ihn gespeist, aufgenommen und geholfen, wenn sie ihn denn in Not gesehen hätten. Wenn es um die eigenen Interessen geht, wäre auch alles andere irrational. Auch sie lieben und verehren ihren Herrn, er ist einer der ihren, wie könnten sie da ohne Mitgefühl für seine Not bleiben?

Es kommt also offenbar auf die Motive an, die in diesem Fall sich als egoistisch erweisen, auf das eigene Heil aus und die eigene Gruppe begrenzt sind und dabei das Herz eng machen und im frommen Eifer erbarmungslos an den Fremden, Kranken und Gefangenen vorbeigehen lassen.

Diese Form einer selbstgerechten Sittlichkeit, die sich über ihre egoistischen Motive hinwegtäuscht, hat nicht zuletzt Luther als Inbegriff des unfrommen Herzens entlarvt. Die Gerechten aus unserem Predigttext dagegen lassen sich durch keine Eigeninteressen vom Mitgefühl ablenken. Ihre Barmherzigkeit sieht den Mitmenschen in den Armen, Kranken, Verfolgten und Fremden – mit der Erzählung vom Samariter gesprochen: *Sie* sind hier die Nächsten, auch und gerade, wenn sie uns ganz fremd sind. Barmherzigkeit in diesem Sinne ist konkrete und praktische Menschlichkeit. Sie ist daher kein blinder Affekt, sondern sie setzt vielmehr voraus, dass wir bereit sind, die Not zu verstehen, die uns fremd ist oder gar abstößt. Das Mitgefühl der Barmherzigkeit vollzieht einen Perspektivwechsel, es setzt auf kulturelle Vermittlung, Kommunikation und öffnet so die Sinne. Sogar ein Buch, wie das eingangs von mir zitierte, kann helfen und hat mir geholfen, die Welt etwa mit den Augen eines Flüchtlingskindes zu sehen, das zwar in die höchsten Etagen unserer deutschen Gesellschaft aufgestiegen ist – bis hin zum Bundesverdienstkreuz – aber dennoch immer fremd geblieben ist, »irgendwo im Nirgendwo«. Die Barmherzigkeit also schaut nicht herab, sondern begibt sich auf die gleiche Ebene. Sie entdeckt den Menschen im Anderen, sie ersetzt Verachtung durch Achtung.

Der matthäische Jesus unterstreicht die Bedeutung der Barmherzigkeit mit dem Ernst der Gerichtsvorstellung – sie ist gleichsam die Worfchaufel, die die Spreu vom Weizen trennt. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, wie lebendig diese Vorstellung noch in ihnen ist. Wie dem auch sei – sollte meine Auslegung richtig sein – so wäre die Angst vor dem Richter auch gar nicht entscheidend, denn die Barmherzigen zeichnen sich ja gerade

dadurch aus, dass sie frei von der Angst um ihr eigenes Wohlergehen offen sind für die Not der Fremden.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Es gilt das gesprochene Wort!

Das Eingangszitat stammt aus:

Michelle Friedmann, Fremd, Berlin Verlag – Berlin 2022, S. 20–22; 47f.